

Meet Your Neighbours

Das
Magazin

Verbindet Euch!

Rückblick auf drei Jahre Empowerment, Dialog und Vernetzung
Mit Beiträgen aus Wriezen, Hattingen, Potsdam, Wismar, Fahrenwalde
und Berlin, Texte von Aylin Karadeniz und Elisabeth Wellershaus

Impressum

Meet Your Neighbours Magazin 12/2023

Textredaktion: Elisabeth Wellershaus

Bildredaktion: Maritta Iseler, Juliette Moarbes

Grafische Gestaltung: Daniela Burger,
Lena Rossbach

Korrektorat: Helen Bauerfeind

Umschlagbild: Schore Mehrdju

Druck: Druckhaus Sportflieger

Texte: Aylin Karadeniz, Elisabeth Wellershaus

Fotos: Esra Gültekin, Maritta Iseler, Ksenia Kuleshova, Stefanie Kulisch, Schore Mehrdju, Mika Sperling, Anna Spindelndreier, Kathrin Tschirner, Mira Unkelbach

Herausgeber: WIR MACHEN DAS/wearedoingit e.V.

Postfach 610254, 10924 Berlin

Vorstand: Julia Eckert, Sabine Hark und
Amel Ouassa

Geschäftsführung: Sophie Boitel

Meet Your Neighbours ist ein Projekt
von WIR MACHEN DAS, gefördert von der
Siftung Mercator.

wirmachendas.jetzt
myn.wirmachendas.jetzt

STIFTUNG
MERCATOR

wir machen das
إنما نفعل
we're doing it

Meet
your
neighbours

Editorial

„Willst du schnell gehen,
dann gehe allein. Willst
du weit gehen, gehe mit
anderen.“

Viele der Menschen, denen wir im Rahmen unseres Projekts *Meet Your Neighbours* (MYN) begegnet sind, sind weit gegangen. Sie sind aus Afghanistan, dem Iran, Kamerun, Syrien und anderen Ländern vor Krieg und Verfolgung geflohen und leben heute in Deutschland. Sie haben neue Herausforderungen gemeistert, sich durch Behördenapparate navigiert und selten ausgeruht. Sie haben Freundschaften und Netzwerke geknüpft. Sie sind nicht nur geblieben, sondern sind anderen Menschen Weggefährt*innen geworden: Sie gestalten die deutsche Gesellschaft seit vielen Jahren mit.

In diesem Magazin werden Sie in den Porträts von Elisabeth Wellershaus einigen von ihnen begegnen. Ihre Lebensgeschichten erzählen von Angst, Zerstörung und Verlust, von Hoffnung, Kraft und Neuanfang. Sie zeigen, wie wichtig es ist, nicht allein zu gehen, sondern sich mit anderen zu verbinden und Solidarität zu leben.

In den letzten drei Jahren sind wir – das Projektteam von *Meet Your Neighbours* – ein Stück des Weges zusammen mit ihnen gegangen. Wir standen vor der Herausforderung einer globalen Pandemie und den Auswirkungen diverser Kriege. Doch die Menschen, die wir kennengelernt haben, bestärkten uns darin, dass eine solidarischere Gesellschaft tatsächlich möglich ist. Für eine solche Gesellschaft braucht es engagierte Menschen, die trotz oder gerade wegen ihrer eigenen Erfahrungen empathisch auf andere blicken und dementsprechend handeln.

In einer Zeit voller gesellschaftlicher und politischer Herausforderungen ist es wichtiger denn je, sich daran zu erinnern, dass Solidarität eine Aufgabe für uns alle ist. In diesem Sinne: Gehen wir gemeinsam weiter.

Aylin Karadeniz, Projektleiterin

Aylin Karadeniz

Ein sicherer Ort

In den vergangenen drei Jahren haben im Rahmen von *Meet Your Neighbours* rund 30 Projekte und Veranstaltungen stattgefunden. Wie sie Verbindungen geschaffen und Netzwerke gestärkt haben, darüber schreibt die Projektleiterin Aylin Karadeniz.



to: Esra Gültekin

Wer empowert hier eigentlich wen? Das habe ich mich während unseres Projekts *Meet Your Neighbours* häufig gefragt. Alle Menschen, denen ich begegnet bin – ob lokale zivilgesellschaftliche Akteur*innen oder Menschen mit Fluchtgeschichte –, strahlten so viel Stärke, Ausdauer und Mut aus, dass ich nach drei Jahren sagen kann: Empowerment ist ein wechselseitiger Prozess, der die Verbindung zum Selbst und zu anderen Menschen anregt. So betrachtet ist Empowerment mehr als nur die Stärkung einzelner Menschen. Es manifestiert sich in solidarischen Beziehungen und kann auf diese Weise zur Kraftquelle werden.

Im Rahmen von *Meet Your Neighbours* fanden rund 30 Veranstaltungen in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern und dem Ruhrgebiet statt. Insgesamt erreichte das Projekt mehr als 600 Menschen mit und ohne Migrations- und Fluchtgeschichte. Das *Meet Your Neighbours* Projektteam hat mit zehn zivilgesellschaftlichen und migrantischen Organisationen und Initiativen kooperiert und war in Müncheberg, Hattingen, Wriezen, Bad Freienwalde, Wismar, Bröllin, Kleve und Essen unterwegs. Gemeinsam mit unseren Kooperationspartner*innen haben wir Workshops, Zukunfts- und Schreibwerkstätten, Gesprächsrunden und Lesungen

Das Projekt sollte Ruhe- und Kraftraum gleichzeitig sein – ein Raum, in dem Menschen sich gesehen, gehört und wertgeschätzt fühlen und in dem Begegnungen, Freundschaften und Netzwerke entstehen können.

konzipiert und veranstaltet sowie gemeinsam einen Kurzfilm produziert. Zentral bei allen Veranstaltungen war die Frage, wie Menschen mit Fluchtgeschichte gestärkt und Begegnungen von Menschen unterschiedlicher Herkunft wirksam gestaltet werden können.

Eines war mir als Projektleiterin von Anfang an klar: Damit nachhaltige Begegnungen und Netzwerke entstehen können, braucht es Zeit, um Vertrauen aufzubauen. Vertrauen, das oftmals durch strukturelle Barrieren, Erfahrungen von Ablehnung und Diskriminierung verloren gegangen ist. Es braucht Zeit, Menschen in Nachbarschaften ausfindig zu machen, die sich das Vertrauen von Menschen mit Fluchtgeschichte bereits erarbeitet haben, die bewiesen haben, dass sie für diese Menschen da sind und sich für ihre Geschichten und ihre Zukunft interessieren.

Aus diesem Grund traf ich zu Beginn des Projekts die Entscheidung, mithilfe der Veranstaltungen vertrauensvolle Beziehungen zu lokalen Akteur*innen und Menschen mit Fluchtgeschichte aufzubauen. Die Veranstaltungen sollten aufeinander aufbauen und auf diese Weise die Grundlage für unsere Zusammenarbeit und Vernetzung bilden. Außerdem wollte ich Formate, Methoden und Ziele möglichst offenhalten, damit das Projekt von den Menschen vor Ort mit Inhalt und Leben gefüllt würde. So wurde meine Rolle mit der Zeit immer vielfältiger: Ich verstand mich als Wegbereiterin und -begleiterin, Motivationstrainerin und Beraterin.

Ich habe früh verstanden, dass es keinen Sinn machen würde, mit fixen Vorstellungen an unbekannte Orte zu gehen, wo häufig bereits tragfähige Netzwerke existieren. Dafür waren und sind die Bedarfe und Bedürfnisse der Menschen vor Ort zu unterschiedlich: Einige brauchten Unterstützung bei der Konzeption, Organisation und Durchführung ihrer Ideen, andere brauchten vor allem Geld und manche beides. Um Projekte mit Menschen und nicht nur für Menschen machen zu können, braucht es meiner Ansicht nach genau diese Flexibilität. Leider verstehen sich Projektförderungen häufig noch immer nicht



Foto: Mira Unkelbach

Aylin Karadeniz (vorne links) und Elisabeth Wellershaus (Mitte): Perspektivwechsel sind entscheidend, um den Blick auf diverse Realitäten scharfzustellen.

so sehr als Prozessförderungen. Wir hatten mit der Förderung durch die Stiftung Mercator großes Glück – sie erlaubte uns, prozesshaft und bedarfsorientiert zu arbeiten.

Wenn ich an die letzten drei Jahre zurückdenke, erinnere ich mich an viele persönliche Geschichten über Flucht, an die Erfahrung von Leid und Schmerz und das zähe Ankommen in einem Land, in dem die Narrative der wiederkehrenden Migrationsdebatten ankommende Menschen als gesellschaftliche Probleme beschreiben. Gleichzeitig erlebte ich in all den Gesprächen, die ich geführt habe, viel Dankbarkeit, positive Erlebnisse

mit Menschen und eine große Motivation, sich hier ein neues Leben aufzubauen. Ich erinnere mich an Frauen aus Afghanistan, die während eines Schreibworkshops in Tränen ausbrachen und abends lachend über das Lagerfeuer sprangen. Ich erinnere mich an Busse und Züge, die nicht fuhren, und an Menschen, die zum Teil mehr als vier Stunden anreisten, um zu unseren Veranstaltungen zu kommen. Ich erinnere mich an hübsche Fachwerkstädtchen und tiefhängende AfD-Plakate, an unerwartete Ereignisse – etwa ein Blasorchester direkt im Nebenraum eines Schreibworkshops –, an das Gefühl der



Begegnungsmomente bei einer *Meet Your Neighbours* Veranstaltung in Hattingen

Fremdheit und der Verbundenheit. Und am Ende jedes Projekts stand für mich die Frage: Was bleibt von alledem? Was hat das Projekt bewirkt?

2021 eröffnete im Haus der Kulturen der Welt das „Archiv der Flucht“, ein digitaler Gedächtnisort, an dem Geschichten über Flucht und Vertreibung dokumentiert und bewahrt werden. Auf der Eröffnungsveranstaltung sprach die Psychologin und Antirassismus-Trainerin Saideh Saadat-Lendle. Ihre Worte wurden für mich zur Inspiration und zum Wegweiser für *Meet Your Neighbours*:

„Viele Menschen, die geflüchtet sind, haben vor der Flucht in ihren Herkunftsländern viele sehr gefährliche, lebensbedrohliche Situationen erlebt [...]. Um wieder Zugang zu diesen Erfahrungen zu finden, um sie zu verarbeiten, [...] um an diese Kraft zu kommen, brauchen viele von uns spätestens wenn sie hier ankommen an einem sogenannten sicheren Ort Geborgenheit. Wir brauchen Verbundenheit, wir brauchen Menschen, die an uns glauben, die uns wertschätzen, unsere Arbeit, unser Engagement.“

In den vergangenen Wochen und Monaten ist das gesellschaftliche Klima in Bezug auf die Themen Flucht und Migration rauer geworden. Umso wichtiger sind Netzwerke, die Menschen mit Migrations- und Fluchtgeschichte Schutz bieten.

In diesem Sinne sollte *Meet Your Neighbours* ein sicherer und warmer Ort für Menschen werden, die es geschafft haben, hier anzukommen. Das Projekt sollte Ruhe- und Kraftraum gleichzeitig sein – ein Raum, in dem Menschen sich gesehen, gehört und wertgeschätzt fühlen und in dem Begegnungen, Freundschaften und Netzwerke entstehen können. Diese menschlichen Beziehungen sind das, was nach dem Projekt bleiben und weiter Wirkung entfalten wird.

In den vergangenen Wochen und Monaten ist das gesellschaftliche Klima in Bezug auf die Themen Flucht und Migration deutlich rauer und für betroffene Menschen gefährlicher geworden. Die „Alternative für Deutschland“ (AfD) erreicht in aktuellen Umfragen über 20 Prozent der Stimmen. Umso wichtiger sind und werden tragfähige solidarische Netzwerke, die ein Gegengewicht bilden und Menschen mit Migrations- und Fluchtgeschichte Schutz bieten.

Der erste Schritt auf diesem Weg ist es, von abstrakten Begriffen, Zahlen und vermeintlichen Bedrohungen wegzukommen und Menschen in der Realität zu begegnen, ihnen zuzuhören, um sie in ihrer Not, aber auch in ihrer Stärke erkennen zu können. Empowerment und Solidarität werden auf diese Weise zu einer konkreten und gelebten gesellschaftlichen Praxis. Dies verlangt allen Menschen, die einander in ihrem Menschsein begegnen wollen, Geduld, Offenheit, Konfliktfähigkeit und das Aushalten von Differenzen ab.

Ich danke allen Kooperationspartner*innen, Teilnehmenden und dem Team des Projekts herzlich für das Einbringen genau dieser Fähigkeiten und die vertrauensvolle Zusammenarbeit der letzten drei Jahre. Allen Leser*innen des Magazins wünsche ich eine erkenntnisreiche Lektüre der Nachbarschaftsporträts, die im Rahmen des Projekts entstanden sind. ■

Wie oft kann man ankommen?



Momente der Ruhe findet Maryam Hosseini an der Alten Oder.

Etliche Male hat Maryam Hosseini die Koffer packen und fast alles zurücklassen müssen. Nach Aufenthalt in Afghanistan, Iran und Schweden versucht sie nun, sich an Wriezen in Märkisch-Oderland zu gewöhnen.

Es gießt in Strömen. Die Fotografin lässt Funktionsjacke und Regenschirm im Flur abtropfen und unsere Reportage beginnt anders als geplant. Eigentlich hatten wir einen Spaziergang durch Wriezen machen wollen. Wir wollten uns die Stadt zeigen lassen, in die Maryam Hosseini vor ein paar Monaten gezogen ist. Aber nun sitzen wir vor dampfendem Kardamom-Tee, alle drei unmotiviert, uns ins graue Stadtleben zu stürzen.

Noch ist es draußen so kühl, nass und neblig, dass die grünen Ausläufer der kleinen Stadt in Märkisch-Oderland hinter einem Regenschleier verschwinden. Und so erzählt Maryam (35) uns, während ihr Ehemann Said und die drei Kinder zu Hause eintreffen, vom langen Ankommen der Familie.

Aus dem Nebenzimmer hört man verschiedene Sprachen. Es ist nicht ganz auszumachen, welche es sind, vier stehen zur Auswahl: Persisch, die Sprache, die in Afghanistan und bei langen Aufenthalten im Iran gesprochen wurde; Schwedisch, weil die Familie ein gutes Jahr auf Gotland und drei Jahre in Tingsryd lebte, bevor sie abgeschoben wurde; Englisch, das sie von unterwegs mitgebracht hat und in der sich die Kinder bis heute unterhalten. Oder Deutsch, was alle seit zwei Jahren lernen. Maryams Eltern waren Mitte der 1980er-Jahre

von Afghanistan in den Iran geflohen. Eine Weile lebten sie mit ihren Kindern dort, bis sie in ihre Heimat zurückkehrten. Vier Jahre lang ging es gut in Afghanistan, dann kamen die Taliban an die Macht und sie flohen wieder in den Iran. Maryam hat 20 Jahre ihres Lebens dort verbracht, ihre ersten beiden Söhne wurden dort geboren. Doch es gelang ihr und ihrem Mann nicht, sich ein neues Leben aufzubauen, Said fehlten die entsprechenden Papiere. So zogen sie abermals nach Afghanistan, bauten ein Haus, eröffneten eine Auto- und Teppichwäscherei, führten einen kleinen Supermarkt. Der jüngste Sohn kam auf die Welt, und die Taliban kamen wieder an die Macht. Quasi über Nacht ließen sie alles zurück, gingen mit einem kleinen Rucksack in den Iran, wo Said mehrmals von der Polizei aufgegriffen wurde – die Gefahr seiner Abschiebung hing stets drohend über der Familie.

Als Saleh sieben Jahre, Hadi vier und Mahdi drei Monate alt sind, fassen Maryam und ihr Mann einen Entschluss: Irgendwie müssen sie es nach Europa schaffen. 2015 packen sie das Wenige, das ihnen geblieben ist, und machen sich auf den Weg. Es werden 52 lange Tage. Sie überqueren 13 Ländergrenzen, transportieren Kinder in Kofferräumen,

durchlaufen etliche Nächte, eine Schlauchbootfahrt endet fast in einer Katastrophe. Es sind viel zu viele Situationen, in denen sie nicht mehr daran glauben, doch irgendwann erreichen sie Schweden. Und für einen Moment sieht es so aus, als wären sie angekommen.

In Rekordzeit lernt Maryam Schwedisch, findet als Begleiterin für migrantische Kinder Arbeit in einer Schule, auch ihre Kinder sind gut versorgt. Nach Jahren in einer Gemeinschaftsunterkunft findet die Familie eine kleine Wohnung. Doch da ist ihr Asylantrag bereits zum zweiten Mal abgelehnt worden. Als der dritte Versuch scheitert, zerplatzt ihre Hoffnung, dass sie zur Ruhe kommen dürfen. Wieder heißt es Koffer packen, und wieder geht es über Landesgrenzen.

Die Ankunftszeit in Deutschland ist für die Familie eine unwirkliche. 2020 kämpft sich das Land durch das erste Corona-Jahr, Begegnungen finden kaum statt. Wegen Mahdis Asthma bekommen sie gleich eine Wohnung gestellt. Doch in dem Moment, als der lang ersehnte Aufenthaltstitel endlich da ist, müssen sie auch schon wieder raus. Es ist ein zwiespältiges Willkommen, denn von behördlicher Seite heißt es: Ihr steht nun auf eigenen Füßen.

Anstatt sich der Erschöpfung hinzugeben, tut Maryam, was sie am besten kann: Sie lässt sich mit allem, was ihr zur Verfügung steht, auf die neue Situation ein.

Doch anstatt sich der Erschöpfung hinzugeben, tut Maryam wieder einmal, was sie am besten kann: Sie lässt sich mit allem, was ihr zur Verfügung steht, auf die neue Situation ein. Deutsch spricht sie bereits, ein junger Mann aus der Migrationshilfe in Wriezen hilft ihr, einen Job zu finden, und bald arbeitet sie wieder mit migrantischen Kindern an einer Schule. Nach großen Mühen findet ihre Familie in Wriezen eine neue Wohnung. Auf die Frage, wie es ihr hier gefällt, zuckt Maryam mit den Schultern. Wie könnte es ihr nicht gefallen? Sie hat Arbeit, eine Wohnung, und all das kann man ihr nun nicht mehr so einfach wegnehmen.

Neue Nachbarschaften und neue Möglichkeiten

Der Regen vor dem Fenster hat sich vom Sturzbach in gemäßigte Herbstnässe verwandelt. Maryam will endlich vor die Tür. Die Regenjacke, die sie ungeduldig überwirft, hat sie noch aus Schweden. Während wir uns anziehen, erzählt sie von den vielen verregneten Tagen, an denen sie – zusammen mit anderen Demonstrant*innen – in der Stockholmer Innenstadt stand, um für Änderungen im schwedischen Asylverfahren zu kämpfen.

Vor der Haustür in Wriezen scheinen Großstädte und migrantische Widerständigkeit in undefinierbarer Ferne zu liegen. Etwa 7.200 Einwohner*innen zählt Wriezen aktuell, über ein Viertel von ihnen hat bei der letzten Landtagswahl die AfD gewählt. Die paar Menschen, die uns an diesem grauen Tag begegnen, blicken skeptisch in unsere Richtung. Doch an Maryam scheinen die Blicke abzuprallen: Die Gewissheit, bleiben zu dürfen, scheint ihrer Begegnung mit Wriezen eine unerwartete Leichtigkeit zu verleihen.

Wo die Fotografin und ich die Tristesse einer leergefegten Fußgängerzone wahrnehmen, zeigt Maryam begeistert auf die Stadtbibliothek, in der sie und die Familie sich einmal im Monat mit Lesestoff eindecken. Wo die Wucht Brandenburgischer Plattenbauten

uns aufs Gemüt schlägt, zeigt sie auf ein stadtbekanntes, eufuumranktes Storchennest. Wo wir die letzten Landtagswahlen besprechen, schwärmt sie von Nachbar*innen aus ihrem Haus, mit denen sie sich angefreundet hat. Das ältere Ehepaar mit Hund hat sie schon einige Male besucht, auch Arbeitskolleg*innen waren bereits da – Maryam fällt es leicht, sich mit anderen zu verbinden.

„Ich will meinen Kindern vermitteln, wie wichtig es ist, anderen Menschen offen zu begegnen“, sagt sie. „Wenn wir Angst und Zurückhaltung vorleben, kopieren sie das.“ Mittlerweile hat es aufgehört zu regnen. Wir sind ein gutes Stück gelaufen. Durch die Fußgängerzone, vorbei an Bibliothek und Storchennest. An der Alten Oder machen wir kurz Halt. Maryam kommt regelmäßig hierher, mit der Familie oder allein. Sie kommt, um sich zu entspannen. Oder um mit dem Fahrrad die Strecke am Fluss entlangzufahren. „Neulich habe ich es fast bis nach Polen geschafft“, sagt sie und lächelt triumphierend.

Ein paar Straßen weiter liegt das evangelische Gymnasium, das ihr Sohn besucht. Es wird von den Johannitern geleitet, was Maryam sehr begrüßt. „So hat er die Chance, verschiedene Religionen kennenzulernen und miteinander zu vergleichen.“ Er fühlt sich wohl an seiner Schule, sagt sie, gehört nach weniger als einem Jahr bereits zu den Klassenbesten. Er ist angekommen, genau wie sein kleiner Bruder, der nun in der Kita Deutsch lernt. Ihr Vater Said dagegen tut sich schwerer mit der neuen Sprache. „Auch unserem mittleren Sohn fällt es nicht leicht“, erzählt Maryam. Er hadert mit der deutschen Grammatik, der neuen Umgebung, dem Druck, ankommen zu müssen, misstraut der vermeintlichen Sicherheit, in der sie jetzt leben. Doch selbst zu seinen Problemen findet Maryam gelassene Worte. „Es gibt Blessuren, die man sieht, und andere, die sich im Verborgenen ausbreiten“, sagt sie. Es scheint schlicht ein weiteres Thema zu sein, um das sie sich kümmern muss. Wenn es geht, versucht sie den regelmäßigen Therapiesitzungen ihres Sohnes in Frankfurt (Oder) etwas Positives abzugewinnen.

„Neulich haben wir einfach einen Familienausflug draus gemacht.“

Mittlerweile haben wir die Stadt einmal umrundet, sind an Maryams Fahrschule und ihren Lieblingsdenkmälern vorbeigelaufen. Jetzt stehen wir vor dem Haus der Familie Blunk. Mit ihnen hat Maryam vor ein paar Tagen auf einem Podium im Bürgerzentrum OFFi in Bad Freienwalde gesessen und einen Dokumentarfilm vorgestellt. Es war ein Film über zwei Familien, die kürzlich neu in Wriezen angekommen sind: die Blunks aus Berlin – Vater: Künstler, Mutter: Politikerin, zwei Töchter. Und die Hosseinis, die schon sehr lange unterwegs sind – Vater: gelernter Schweißer, Mutter: angehende Lehrerin, drei Söhne.

Ob es ein Filmprojekt für die Begegnung gebraucht hat, wurden sie auf dem Podium gefragt. Und alle nickten. „Ich denke schon“, sagte Herr Blunk, „leider. Ich hätte die Hosseinis wahrscheinlich nicht einfach im Supermarkt angesprochen.“ Wobei Maryam auch das zuzutrauen wäre. Dabei verdeckt ihr Kommunikationstalent es nur oberflächlich: wie viel Anstrengung in einem Leben steckt, in dem Zuhause immer wieder ein neuer Ort ist. ■

Der Film „Wie das Leben ist!“ wurde im September 2022 im Jugend-, Kultur-, Bildungs- und Bürgerzentrum OFFi in Bad Freienwalde uraufgeführt. Der Dokumentarfilm des Regisseurs Mohamed Jamil begleitet die erste Begegnung der Familien Nasri-Husseini und Blunk, die zur selben Zeit, aber aus sehr unterschiedlichen Gründen in die Stadt Wriezen gezogen sind. Rund 75 Menschen aus Bad Freienwalde und Umgebung waren bei der Kooperationsveranstaltung der Johanniter und *Meet Your Neighbours* anwesend. Bei der anschließenden Podiumsdiskussion wurde über die gesellschaftlich wichtige Teilhabe von Zuwander*innen diskutiert.

Eine Stadt und ihre Hütten



Tianlin Xu beim Besuch im Frauenhaus

Die Filmemacherin Tianlin Xu dokumentiert die gelebte Geschichte und lebendige Gegenwart in Hattingen – einer Stadt, die seit Langem durch Zuwanderung geprägt wird.

Es ist nicht genau auszumachen, ob sie die Stadt bewachen oder Neuankömmlinge begrüßen. Jedenfalls machen die drei Eisenmänner, die gegenüber vom Bahnhof stehen, Eindruck. Als die Skulpturen des polnischen Bildhauers Zbigniew Frączkiewicz 1996 in Hattingen aufgestellt wurden, schockierten sie manche Passant*innen mit ihrer Nacktheit. Auf uns wirken sie wie ein paar harmlose Riesen, die uns freundlich den Weg in die Stadt weisen. Sie empfangen meine Kollegin Aylin und mich an einem Ort, der sich auf den ersten wie zweiten Blick ambivalent gibt.

Fachwerkromantik, eine schnuckelige Altstadt und das üppige Grün der Hattinger Schweiz scheinen in unmittelbarem Gegensatz zu einer Vergangenheit mit Eisenverhüttung und Stahlproduktion zu stehen. Doch bis heute identifiziert sich die Stadt im Ruhrgebiet mit ihrer „Hütte“. Bis 1987 liefen die Hochöfen in der Henrichshütte Tag und Nacht. Mittlerweile ist das Gelände

ein Industriemuseum, und es erinnert noch immer vieles an die industrielle Geschichte der gesamten Region: Pflanzen, die sich einst zwischen Materialsendungen aus Südamerika versteckten, bahnen sich ihren Weg über alte Bahnschienen, entlang der Umrise des letzten Hochofens. Die Väter und Großväter einiger Mitarbeiter*innen haben noch hier gearbeitet. Im Eingangsbereich hängen Fotos von ehemaligen Arbeiter*innen, die im vergangenen Jahrhundert aus verschiedenen Ländern nach Hattingen zur „Hütte“ kamen.

Zwei Stunden nach unserer Ankunft sitzen Aylin und ich vor Industriepanorama an einer langen Tafel auf dem Museumsgelände. Nach und nach treffen andere Gäste ein und nehmen vor dem Hochofen Platz. Neben mir sitzt Tianlin Xu und begrüßt das Team des Museums überschwänglich. Seit sie für einen ihrer Filme Hattinger Einwanderungsgeschichten recherchiert hat, geht sie hier ein und aus. Doch an diesem Abend ist Xu nur

eine von vielen Zugezogenen, die sich zum „Nachbarschaftsessen“ einfinden.

Es soll ein Auftakt sein, ein Versuch, die gegenwärtige Diversität Hattingens mit der vielfältigen Geschichte der „Hütte“ zusammenzudenken. Die AG Diversität des Museums will die Frage, wie Geschichte und Gegenwart sich verbinden lassen, nicht länger allein aus deutscher Perspektive beantworten. Trotz der migrantischen Geschichte, die die Stadt prägt, spiegelt die aktuelle Vielfalt der Bewohner*innen sich noch nicht umfassend im Museum wider. Das soll sich ändern. Und deshalb sitzen neben Tianlin Xu türkisch-, tamilisch- und arabischsprachige Gäste. Auch ein Pfarrer mit seiner Tochter ist dabei und eine junge Frau, die sich in der Rheuma-Selbsthilfe und Demenzpflege engagiert. Als Xu den Namen der Klassenlehrerin erwähnt, bei der ihr Sohn eingeschult werden soll, wird die junge Frau hellhörig. Nach ein paar Sätzen stellt sich heraus, dass sie vor Jahren von derselben Lehrerin unterrichtet wurde. Was Aylin und ich für einen erstaunlichen Zufall halten, wundert unsere Sitznachbarinnen kaum. Hattingen ist klein und oft begegnet man sich zwei Mal.

30 Vertreter*innen der Zivilgesellschaft waren im August 2022 zu einem Abendessen der besonderen Art gekommen. Auf dem Gelände des LWL-Industriemuseums Henrichshütte in Hattingen lernten sich Akteur*innen verschiedener Initiativen aus dem Ruhrgebiet kennen, um sich über ihr Engagement auszutauschen. Anlass war das Anliegen des Museums, sich stärker mit der Stadtgesellschaft zu vernetzen. Aktuell arbeitet die AG Diversität des Museums daran, Vielfalt zu fördern und Diskriminierung abzubauen. Unter dem Motto „Meet Your Neighbours“ sollen weiterhin regelmäßig Menschen zum Austausch eingeladen werden, die in Hattingen leben und sich engagieren wollen.

Als Tianlin Xu 2007 für einen studentischen Austausch nach Bochum kam, fühlte sie sich sofort wohl im Ruhrpott. Nachdem sie ihr Masterstudium in NRW beendet hatte, war klar, dass sie bleiben würde. Seit sechs Jahren lebt sie mit Mann und Kindern in Hattingen, hat sich den Ort als Nachbarin, Mutter und Filmemacherin erschlossen. Schon ihrem Deutsch hört man die Souveränität an, mit der sie sich durch Hattingen bewegt.

Als sie uns am nächsten Tag durch die Stadt führt, scheint sie zu jeder Altstadtecke die passende Geschichte zu kennen. Legenden, die sich um den schiefen Kirchturm ranken. Erzählungen zu den Fachwerkhäusern, durch deren Aborterker einst die Exkremente der Bewohner*innen fielen. Anekdoten über das Vieh, das früher durch die Straßen getrieben wurde. Vor allem aber kennt sie die Geschichte der „Hütte“. Schon weil ihr Schwiegervater ihr als Bergbauarbeiter verbunden war. Durch ihn ist auch Xu mit der Vergangenheit Hattingens verflochten, wo 1855 der erste Hochofen angeblasen wurde. Wo die Menschen sich in den folgenden 120 Jahren oft über die zehrende Schufterei in der Eisengewinnung und die Gemeinschaft der Arbeiter*innen definierten.

Auseinandersetzungen um Zugehörigkeit und Neuverortung

Als Filmemacherin, die an Universitäten in Peking und Bonn studiert hat, ist Xus Blick auf die Geschichte Hattingens ein multiperspektivischer. International verwurzelt bewegte sie sich bis zur Pandemie ganz selbstverständlich mit Mann und Kindern zwischen Deutschland und China. Ihre Eltern kamen aus Hangzhou zu Besuch, sie selbst flog so oft es ging zu ihnen. Xus Filme spiegeln die Auseinandersetzung mit dem eigenen diasporischen Leben, mit der Verortung von Heimat, dem Spagat zwischen Nähe und Distanz. Doch auch der Blick auf das migrantische Leben vor Ort interessiert sie. So begegnete sie ihrer Wahlheimat kürzlich in einem Projekt auf

Zufällig war Tianlin Xu 2019 in Hattingens internationalem Frauencafé vorbeigekommen. Und auf einmal tat sich vor ihren Augen eine Welt auf, die ihr bis dahin fremd gewesen war.

unbekannten Pfaden – mit einem Film über die zugezogenen Frauen der Stadt.

Zufällig war Xu 2019 in Hattingens internationalem Frauencafé vorbeigekommen. Und zufällig hatte die Leiterin gerade vor, die Lebensgeschichten der Frauen, die regelmäßig kamen, zu dokumentieren. Protagonistinnen, die ihre Geschichten erzählen wollten, waren schnell gefunden. Und auf einmal tat sich vor Xus Augen ein Hattingen auf, das ihr bis dahin fremd gewesen war.

Wir sitzen im Frauencafé, als sie davon erzählt, wen sie hier alles kennengelernt hat. Es sind Frauen und Witwen ehemaliger Hüttenarbeiter, aber auch junge Geflüchtete, die erst seit ein paar Jahren in Hattingen leben. Xus Augen leuchten, wenn sie von ihnen erzählt, wenn sie lebhaft gestikulierend von dem Netz an Beziehungen berichtet, das sich vor ihr ausbreitete. Angélica kam 1979 nach Diktaturerfahrungen von Chile nach Deutschland. In Hattingen war sie Mitbegründerin des Frauencafés und mit einem Mann verheiratet, der in der Henrichshütte arbeitete. Julia kam 1973 aus Portugal, um in einer Schokoladenfabrik zu arbeiten. Nachdem der Betriebsarzt ihr eine Schokoladenallergie attestiert hatte, machte sie in einer Konservenfabrik weiter. Auch ihr Mann war bei der „Hütte“ angestellt. Maryam floh 2015 mit ihrem späteren Ehemann aus Afghanistan. Eine andere Mariam kam auf

verschlungenen Wegen aus Syrien. Sie alle sind durch das Ankommen und die Neuverortung in Hattingen verbunden.

„Wir haben es heute leichter als die Frauen damals“, sagen einige der Jüngeren, „es gibt viel mehr Hilfsangebote.“ In diesem Satz scheint der intergenerationelle Austausch auf, den Xu in ihrem Film „Ich nenne es hier auch Zuhause“ einfängt. Zusammen sprechen die Frauen im Café darüber, wer gerade etwas braucht, wie man einander helfen kann. Neugier und das Bedürfnis, einander zu unterstützen, schälen sich gleichermaßen aus den unterschiedlichen Erfahrungen heraus. Sie überschneiden sich in einer Stadt mit etwa 54.000 Einwohner*innen, deren Migrationsgeschichte Generationen zurückreicht.

Am Tag nach dem Nachbarschaftsessen treffen wir Xus Freundin in der Altstadt wieder. Wenig später begegnen wir der Erzieherin ihrer Tochter – die nächste Generation, die Hattingen verändern könnte.

Xus Eltern sind in China kürzlich aufs Land gezogen. Gelegentlich klagt die Mutter über die dörfliche Nachbarschaft, die stets unangemeldet vor der Tür stehe. Die Filmemacherin lächelt, wenn sie an ihre städtischen Eltern denkt, die nachbarschaftliche Nähe auf ihre alten Tage nun neu aushandeln müssen. In einem Studentenwohnheim in Peking teilte Xu sich früher ein Zimmer mit fünf weiteren Studierenden und die Nähe störte sie kaum. „Nachbarschaft ist immer ein Aushandeln von Nähe und Gemeinschaft“, sagt sie zum Abschied. Und schon biegt wieder jemand um die Ecke, der sie in ein Gespräch verwickelt – und ihre Neugier weckt. ■

Der Unermüdliche



Geballte Kraft: Imma Chienku und Chu Eben

In den 1990er-Jahren floh Chu Eben von Kamerun nach Deutschland. Seither hat sich manches an den Lebensbedingungen von geflüchteten Menschen geändert – unter anderem durch das Engagement von Aktivist*innen wie Eben.

Die meisten Spaziergänger*innen haben den Blick gen Boden gerichtet. Viele sind es ohnehin nicht. Ein eisiger Wind fegt an diesem Märztag durch Potsdam. Er umkreist die prunkvolle Architektur von Filmmuseum und Landtag, erschwert die Ansicht auf den eingehüllten Turm der Garnisonskirche und das Museum Barberini. So schnell ich kann laufe ich vom Bahnhof Richtung Rechenzentrum. Im Vorbeigehen huschen mir Gedanken an die vielen unerzählten Geschichten durch den Kopf, die sich zwischen den Wahrzeichen der Landeshauptstadt abgespielt haben könnten. Gedanken an koloniale Vergangenheiten, die zwischen Regierungsgebäuden und Kirchen schlummern und einen Bogen zur Gegenwart schlagen.

Chu Eben ist noch nicht da, als ich im dritten Stock vor seiner Bürotür ankomme. Er legt täglich den Weg von Werder bis nach Potsdam zurück, ist auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen, die ihn gelegentlich im Stich lassen. Eigentlich hatten wir uns verabredet, um einen Spaziergang durch die Nachbarschaft seines Arbeitsplatzes zu machen. Aber als er nun durchgefroren ankommt, will keiner von uns beiden mehr raus. Aus der Perspektive von Chu Eben ist Nachbarschaft ohnehin ein dehnbares, alles andere

als eindeutiges Konzept – und sein Büro ist ein guter Ort, um darüber zu reden.

Lange bevor er mit seiner Initiative Refugees Emancipation hier einzog, kam er abseits des Brandenburger Zentrums an. Ende der 1990er-Jahre war Eben aus Kamerun geflohen. Ein Asylbewerberheim in Eisenhüttenstadt sollte die Übergangslösung sein, doch er blieb ganze sieben Jahre. Rückblickend beschreibt er das Heim als tristlos, das Umfeld als eine Art Nichtort hinter Stacheldraht. „Wir durften uns von dort aus nur in streng abgesteckten Rahmen bewegen, waren physisch und mental isoliert von der deutschen Gesellschaft.“ Er klingt nicht wütend, wenn er davon erzählt, nur irritiert. Irritiert über die Vorstellung, wie Integration eine Chance haben könnte, wenn Neuzugezogene und Alteingesessene voneinander ferngehalten werden. Wenn Menschen aus bestimmten Weltregionen in tradierter Abgrenzungslogik nicht mit dem Rest der Gesellschaft zusammenkommen.

Es war ein langer Kampf, bis Eben einen Sprachkurs machen konnte – und als er anschließend studieren wollte, blieb ihm dies aus bürokratischen Gründen verwehrt. Die vielen Zurückweisungserfahrungen hätten ihn in die Lethargie treiben, sein Bemühen um Ankommen zunichte machen können. Doch

Im Dezember 2022 fand im Potsdamer Kulturzentrum freiLand eine Ideenwerkstatt von Menschen mit Flucht- und Migrationsbiografie statt. Im Zentrum standen die Vernetzung untereinander und die Entwicklung gemeinsamer Forderungen an Zivilgesellschaft und Politik. Die Veranstaltung entstand in Kooperation mit dem Projekt Rise Up! der Stiftung für Engagement und Bildung und der migrantischen Selbstorganisation Refugees Emancipation. 30 Menschen reisten aus ganz Brandenburg an und diskutierten, welche Herausforderungen ihnen im Alltag begegnen und was sich aus ihrer Perspektive bei den Themen Studium, Wohnen, Arbeit, Mobilität und soziales Leben ändern muss.

er hatte noch ein paar Restreserven übrig, die ihn schließlich in die Offensive trieben.

Über einen längeren Zeitraum hatte Chu Eben beobachtet, dass die Isolation in den Heimen unter anderem technischer Natur war. Die wenigsten Menschen dort hatten Zugang zum Internet. Sie lebten an verschiedenen Orten in der Brandenburger Provinz und waren von der deutschen Gesellschaft wie von ihren Kontakten in der alten Heimat abgeschnitten. „In Eisenhüttenstadt gab es eine einzige Telefonzelle, um die sich täglich vierhundert Menschen rangelten.“ Je klarer ihm die Strukturen der Abgrenzung wurden, desto deutlicher reifte sein Plan. Eben wollte die Bewohner*innen in den Heimen über digitale Zugänge mit der Welt vernetzen.

Es begann mit langen und zähen Gesprächen, mit Recherchen über die Strukturen in den Heimen, Auseinandersetzungen mit den entsprechenden Administrationen – und im Austausch mit Unterstützer*innen aus Politik und Zivilgesellschaft. Am Ende waren es Studierende der Technischen Universität Berlin, die ihn zu Beginn der 2000er-Jahre bei seinem Projekt unterstützten. Sie organisierten

Computer, richteten E-Mail-Adressen für Eben und seine Mitstreiter*innen ein, halfen dabei, Gelder aufzutreiben. Knapp zwanzig Jahre später gibt es in Brandenburg zwölf von Refugees Emancipation betriebene Internetcafés von und für Migrant*innen. Sie sind zu Anlaufstellen für verschiedenste Communitys geworden, zu Orten der Selbstbestimmung und des Austausches. Eben sieht sie als Symbole für die Annäherung an eine Gesellschaft, die er lange nur von der Peripherie aus betrachten durfte.

Mit 22 Jahren ist er nach Deutschland gekommen. „Viele Jahre habe ich mich hier einsam und isoliert gefühlt“, sagt er. Mit 53 hat er endlich nicht mehr das Gefühl, im Dazwischen festzuhängen. Das Rechenzentrum in Potsdam ist zu einer wichtigen Anlaufstelle geworden. Das labyrinthartige Gebäude bietet Künstler*innen unterschiedlichster Sparten Unterschlupf. Auch Eben beherbergt hier ein diverses Publikum. Seine Besucher*innen nutzen die Büroräume für Sprachkurse, Tanz-Sessions, für die Begegnung innerhalb der afrikanischen Communitys. „Das Besondere an diesem Ort“, sagt er, „ist, dass wir hier keine Gäste mehr sind – sondern dass unsere Selbstbestimmung im Zentrum steht.“

Elastische Nachbarschaften

Die Menschen kommen aus allen Teilen Brandenburgs ins Rechenzentrum, denn noch immer gibt es in den zerfaserten Strukturen des Bundeslands zu wenige zentrale Orte, an denen unter geflüchteten Menschen Gemeinschaft und Konzepte zu politischer Teilhabe entstehen könnten. Zwar hat sich einiges verändert, seitdem Eben in Deutschland ankam. Die Zivilgesellschaft ist bereits zupackender, was die Bedürfnisse von Menschen in Heimen betrifft, auch sind neue Möglichkeiten hinzugekommen, was das Erlernen von Sprachen oder den Zugang zu Ausbildungsplätzen angeht. Doch viele der ursprünglichen Probleme bleiben.

Noch immer ist Begegnung oft schwierig, weil geflüchtete Menschen in Einrichtungen untergebracht sind, die über ganz Brandenburg verteilt liegen und von den Zentren der jeweiligen Städte und Dörfer oft weit entfernt sind.

Die stabile Struktur von Refugees Emancipation sei deshalb besonders wichtig, sagt Eben – und die Verortung im Zentrum. „In unseren Potsdamer Büroräumen können wir den Partner*innen, die uns unterstützen, auf anderen Ebenen begegnen.“ Grundsätzlich seien ihm die Aktivist*innen und Politiker*innen, die er dort trifft, wohlgesonnen. „Aber es gibt offensichtliche Machtdynamiken zwischen uns.“ Dass er nun selbst einladen und Begegnungen gestalten kann, verbessert die Ausgangsbedingungen für den Dialog. Denn dort, wo man selbst Gastgeber ist, wird man als handlungsfähiges Gegenüber wahrgenommen.

Die Erfahrung, an einem Ort zu leben, aber nicht Teil von ihm zu sein, hat Chu Eben lange begleitet. Über die politische Arbeit hat sich sein Gefühl, in Deutschland zu Hause zu sein, irgendwann verstetigt. Vor allem aber über die Beziehung zu seiner Frau Imma und zu

den gemeinsamen Kindern. Imma Chienku, die etwas später nach Deutschland kam als ihr Mann, hat hier studiert und arbeitet heute bei Refugees Emancipation mit. Die Koordination des Alltagsgeschäfts übernimmt heute weitestgehend sie, während Eben sich auf Workshops mit jungen Menschen konzentriert, die ähnliche Erfahrungen machen wie einst er.

Seit einigen Jahren haben Eben und Chienku eine feste Stelle bei Refugees Emancipation und arbeiten eng mit der Integrationsbeauftragten des Landes zusammen. Der Umzug in ein eigenes Gebäude, in dem ihre Initiative weiterwachsen kann, steht unmittelbar bevor. Mittlerweile leben sie mit ihrer Familie in einem kleinen Häuschen in Werder. „Da gehe ich auch so schnell nicht wieder weg“, sagt Eben und lacht. Bei der Hausbesichtigung stand er als einziger Schwarzer Mensch neben zwanzig weißen Deutschen. Er hat das Haus bekommen und versteht sich gut mit den Nachbar*innen. Doch Nachbarschaft bleibt für ihn ein elastisches Konzept, das Menschen auch über große Entfernungen verbinden kann – und sie im besten Falle aus der Isolation holt. ■

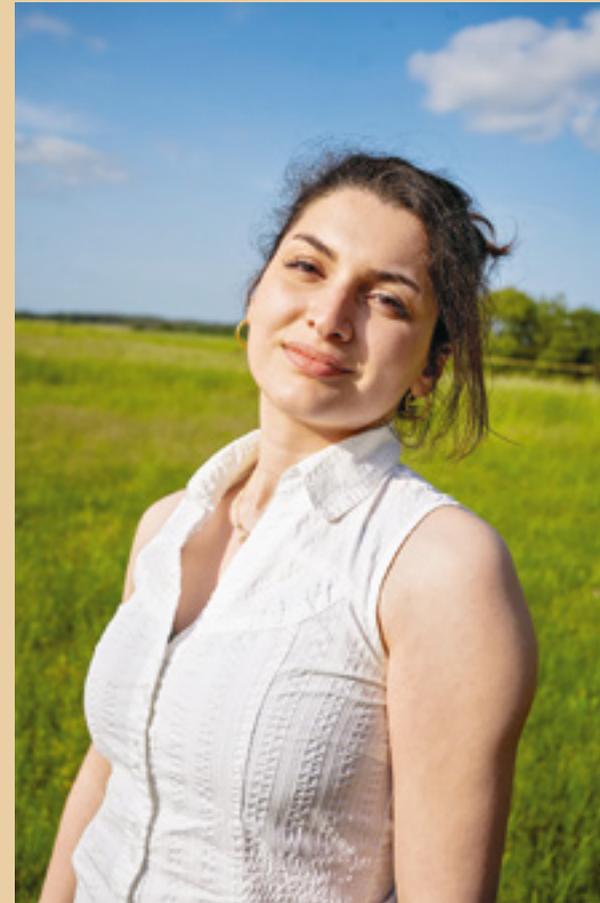


Chu Eben und Elisabeth Wellershaus

Gesichter einer Deutschlandreise



Abeda und Taiba Dodyal nach einem
Schreibworkshop auf Schloss Bröllin



Fotos: Esra Gültekin

Zahra Kia



Zahra Kia mit ihrer Tochter nach einer Lesung auf Schloss Bröllin



**Saleh Kahhal
in seinem Büro in
Fürstenwalde**

Fotos links: Stefanie Kulisch, Anna Spindeleindreier; Foto rechts: Esra Gültrekin



Monira Wali leitet eine interkulturelle Frauengruppe in Essen.



**Safia Halim hat bei einem Workshop mit MYN
wieder mit dem Schreiben begonnen.**

Leben als Testsituation



Blick in die Zukunft: Fatema Saifi

Vor einem Jahr kam Fatema in Deutschland an. Innerhalb kürzester Zeit hat sie die Sprache gelernt und sich in die Stadtgeschichte Wismars vertieft. Als junge afghanische Frau ist ihr klar, dass Bildung einer der wichtigsten Bausteine ist, um sich hier ein selbstbestimmtes Leben aufzubauen.

Im Zentrum von Wismar herrscht herbstliche Gemütlichkeit. Es ist Freitagabend, die Sonne steht schon so tief, dass sie die Stadt in Feierabendstimmung hüllt. Doch im Hof des Museums für Stadtgeschichte geht es noch geschäftig zu. Immer mehr Menschen treffen im „Schabbell“ ein, suchen Platz an einem der vielen Tische und überfliegen die Zettel, die vor ihnen ausliegen. Auf den Bögen stehen Fragen, die auf den ersten Blick beliebig erscheinen. Doch bei genauerem Hinsehen wird klar, was in ihnen steckt: Sie entscheiden über Zugehörigkeit und Biografien. Denn sie sind Teil des Einbürgerungstests für die Erlangung der deutschen Staatsbürgerschaft.

Die Auswahl der Fragen ist durchaus unterhaltsam. Es geht um Musikalisches, Politisches und um Alltagspraktisches. Innerhalb weniger Minuten bin ich mit meinen Tischnachbar*innen im Gespräch. Wer hat noch gleich den Text der deutschen Nationalhymne geschrieben? Wie viele Mitgliedstaaten hat die EU? Was kann man tun, wenn eine Buslinie abgeschafft werden soll, die man dringend braucht? Dem Sportverein beitreten und Radfahren trainieren? Dem Finanzamt auf die Pelle rücken, weil man als Steuerzahler*in ein Recht auf diese Buslinie hat? Einen Brief ans Forstamt schreiben? Nein, einigen wir uns am Tisch: Wir würden eine Bürger*inneninitiative gründen oder uns zumindest an einer beteiligen.

An die sechzig Menschen sind an diesem Abend zu der Begegnungsreihe „Tell me your story“ gekommen, bei der migrantische, geflüchtete und alteingesessene Menschen aus Wismar regelmäßig zusammenkommen. Vier bis fünf der Anwesenden haben den Test bereits selbst absolviert, viele andere sind noch weit davon entfernt. Noch träumen sie von jener Staatsbürgerschaft, die Sicherheit in unruhigen Zeiten verspricht. Und so denken sie angestrengt darüber nach, wo sie ihre Kreuze bei dem Multiple-Choice-Test setzen sollen, der vor uns liegt.

Fatema, die neben mir sitzt, zeigt besonders großen Ehrgeiz. Immer wieder schnellt ihr Finger in die Höhe. Bei der Nationalhymne tippt sie instinktiv auf von Fallersleben, bei den EU-Mitgliedstaaten weiß sie die Zahl genau, 27. Und selbstverständlich würde sie die Bus-Initiative selbst gründen, sagt sie.

Fatema ist neunzehn Jahre alt und aus Afghanistan geflohen. Sie hat einige Jahre in Schweden gelebt und wird nach ihrer Ausweisung nun in Deutschland geduldet.

Sie wohnt in einem Viertel, das sie als herausfordernd beschreibt. Neben ihrer Familie leben viele andere Menschen dort, die alles verloren und kaum noch emotionale Reserven haben. Und doch beschreibt sie Wismar als leidlich sicheren Ort. Nach Monaten ohne Unterricht, nach Jahren, die sie mit dem

Erlernen neuer Sprachen verbracht hat, geht Fatema endlich wieder in die Schule – ein Zustand, der ihr Halt gibt. „Philosophie und Sozialkunde sind meine Lieblingsfächer“, sagt sie und lacht, weil sie so strebsam klingt. Doch ihr Ehrgeiz hat eine lange Geschichte. Aufgrund einer Erkrankung konnte Fatema die Schule in Schweden nur sporadisch besuchen. Als es ihr besser ging, wurde sie mit ihrer Familie des Landes verwiesen. Und in Deutschland fand sie lange keinen Schulplatz. Erst als eine Lehrerin aus ihrem Sprachkurs in der Berufsschule anrief, ging es auf einmal doch.

Als Schülerin der neunten Klasse saugt Fatema alles an Wissen auf, was ihr begegnet. Sie lernt Vokabeln, Mathe, Deutsch, Geschichte. Sie will Krankenschwester werden, vielleicht auch Ärztin. Und sie weiß, dass sie sich auf sämtlichen Ebenen Wissen aneignen muss, um diesen Traum zu verwirklichen.

„Es fühlt sich an, als sei mein Leben eine einzige Testsituation“, sagt sie, während wir im Keller des Stadtmuseums über den Druck sprechen, den ein Leben im Exil oft mit sich bringt. Sie erzählt von der Panik, die sie bei Befragungen durch die Behörden erlebt. Vom Stress, den Erwartungen des neuen Landes genügen zu müssen – das Erlernen der Sprache, das Hineindenken in neue Gepflogenheiten.

Dabei hat Fatema in dieser Hinsicht noch Glück. Sie ist sprachbegabt und hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Nach einem Jahr

Nach Monaten ohne Unterricht, nach Jahren, die sie mit dem Erlernen neuer Sprachen verbracht hat, geht Fatema endlich wieder zur Schule – ein Zustand, der ihr Halt gibt.

Im September 2022 fand im Stadtgeschichtlichen Museum Wismar eine Veranstaltung im Rahmen des Kooperationsprojektes „Tell me your Story – Angekommen in Deutschland“ statt. Zum Einstieg wurde eine Führung durch das Museum in fünf Sprachen angeboten – auf Arabisch, Persisch, Russisch, Ukrainisch und Englisch. Der zweite Teil des Abends widmete sich auf spielerische Art dem Einbürgerungsprozess in Deutschland. Die Veranstaltung bildete den Auftakt zu einer insgesamt fünfzehnteiligen Reihe, in der sich Menschen mit und ohne Fluchtgeschichte über ihre Erfahrungen zu verschiedenen Themen, von Arbeit bis Religion, austauschen können.

arbeitet sie bereits aushilfsweise im Stadtmuseum: Mit ihrem offenen Wesen, aber auch aufgrund glücklicher Umstände hat sie schnell Kontakt zu deutschen Jugendlichen bekommen, wurde Teil der Jugendfilminitiative „Movie in the Box“. Engagierte Sprachschullehrer*innen standen ihr ebenso zur Seite wie Wismars Referentin für Interkulturelle Öffnung, Anni Steinhagen.

Vor ein paar Monaten fragte Steinhagen, ob sie Lust habe, gelegentlich im Museum Führungen in ihrer Muttersprache Persisch anzubieten. Kaum hatte Fatema zugestimmt, begann sie auch schon, sich mit einer Übersetzungsapp die Exponate des Museums zu erschließen. Mittlerweile hat sie ein paar Lieblingsstücke, die sie mir beim gemeinsamen Gang durch die ständige Ausstellung zeigt.

Da sind zum Beispiel die Tonkugeln aus dem 15. Jahrhundert, die sie an ein Spiel aus Afghanistan erinnern. „Das haben zwar meist die Jungs gespielt, aber ich habe gerne zugesehen“, erzählt sie. Auch mag sie die bildlichen Darstellungen der Totentänze, die während der Pest im 14. und 15. Jahrhundert entstanden und die verdeutlichen, dass niemand dem Tod entrinnt – „am Ende macht er alle Menschen gleich“, diese Einsicht der alten Maler teilt Fatema.



Fatema präsentiert ihre Lieblingsobjekte im Stadtmuseum Wismar.

Besonders liebt sie ein großes Wandbild, das in einem der ersten Räume hängt. Es zeigt kleinteilige Ansichten des städtischen Hafens und wirkt wie ein Wimmelbild des gegenwärtigen Wismars. „Ich kann mich in jede dieser vielen Szenen hineinräumen“, sagt Fatema. „Man erkennt die Figuren auf dem Bild nur bei genauem Hinsehen – ich könnte irgendwo unter ihnen sein.“

Auch außerhalb des Museums ist der Hafen einer jener Orte, die sie häufig besucht. Sie kommt bei gutem und bei schlechtem Wetter, sitzt auf den Stufen zum Wasser und erholt sich von ihrem anspruchsvollen Alltag. Vom Deutschlernen und den Anforderungen in der Schule. Von ihrem Bruder, der sie aus dem gemeinsamen Zimmer verscheucht, wenn er

lernen muss. Von der Angst, auch Deutschland wieder verlassen zu müssen – und vom anstrengenden gedanklichen Pendeln zwischen alter und neuer Heimat.

Auf dem Podium beim Nachbarschaftstreffen hatte ein junger Mann erzählt, wie sehr dieses Pendeln auch seinen Alltag bestimmte. „Selbst wenn alles gut läuft, wenn du den Anforderungen genügst, wenn du dich in ein neues Leben eingefügt hast, kann das alte dich mit unerwarteter Wucht einholen“, hatte er gesagt. Fatema hatte ihm zugehört und zaghaft genickt. Sie kann sich nur schemenhaft an ihre Kindheit in Afghanistan erinnern. An eine Zeit, in der sie sich nicht ständig auf den Prüfstand gestellt fühlte. ■

Was das Schreiben in Bewegung bringt



Elisabeth Wellershaus im Gespräch mit Teilnehmerinnen eines Schreibworkshops

An einem Wochenende im Mai 2023 kamen sieben Frauen aus Afghanistan und dem Iran zu einem Schreibworkshop ins Schloss Bröllin – und brachten Erstaunliches zu Papier.

Nur ein paar Straßen hinter dem Bahnhof von Pasewalk wirkt es erstaunlich idyllisch. Auf dem Weg zu unserem Veranstaltungsort fahren Aylin Karadeniz und ich an schönen alten Häusern und einem neu gestalteten Marktplatz vorbei. Was wir bei unserer Ankunft in Fahrenwalde sehen, wirkt noch malerischer: eine alte Feldsteinkirche, ansonsten Wiesen und Felder, so weit das Auge reicht. Auf dem Gelände rund um Schloss Bröllin – einem jahrhundertealten Gutshof – wird seit einigen Jahren interdisziplinäre Kunst produziert und gezeigt. Auf der Weide hinter den Häusern gibt es Campingmöglichkeiten, irgendwo proben Jugendliche für ein Zirkusprojekt. Menschen sitzen auf Bierbänken, plaudern, essen, entspannen. Alles fast ein bisschen zu schön, um wahr zu sein.

Tatsächlich ist die andere Seite der Medaille, dass die AfD in dieser Gegend auf sehr hohe Wahlergebnisse kommt. Bei der U18-Wahl vor zwei Jahren kam in Pasewalk selbst die NPD auf erschreckende Zahlen. In Medienberichten über Pasewalk ist die Rede von Arbeits-

losigkeit, Überalterung, Perspektivlosigkeit und der Skepsis gegenüber „Fremden“. Und so treffe ich mit zwiespältigen Gefühlen auf dem nahegelegenen Hof ein. Die Gruppe, die hier seit dem Morgen in einem Seminarraum arbeitet, bewegt sich in dieser Gegend, wie ich, auf fremdem Terrain. Doch die sieben persischsprachigen Frauen, die für einen Schreibworkshop hier sind, haben Wichtigeres zu tun, als sich von Nachwendetristesse und einer zähen Gegenwart ablenken zu lassen.

Ohnehin wollen sie zunächst ganz unter sich bleiben. Sie wollen die ersten Versuche, sich in ihrer Muttersprache literarisch auszudrücken, in geschütztem Rahmen unternehmen und sich weder skeptischen Blicken noch dem Unverständnis für ihre Situation aussetzen. Denn alle, die hier vor Mecklenburgischer Landkulisse mit der afghanischen Lyrikerin und Schriftstellerin Mariam Meetra zusammenarbeiten, haben Geschichten mitgebracht, die es in sich haben.

Als ich am frühen Nachmittag zu ihnen stoße, arbeiten sie konzentriert an ihren

Texten. Erst als Meetra zur Pause ruft, wird die Stille durchbrochen und ein befreites Plaudern setzt ein. Die Stimmung ist gut, gelöst. Kaum vorstellbar, dass vor ein oder zwei Stunden noch viele Tränen geflossen sein sollen. Doch als die Frauen anfangen, mir von ihren Texten und persönlichen Erfahrungen zu erzählen, ahne ich, was durch das Niederschreiben der eigenen Geschichte in Bewegung geraten ist.

Die Geschichte der 20-jährigen Fatema und ihrer Mutter Kamela kenne ich bereits in Ansätzen. Vergangenes Jahr haben wir uns im Museum für Stadtgeschichte in Wismar kennengelernt, wo Fatema Führungen auf Persisch anbietet. Mutter und Tochter erzählten damals, wie schwer die Zeiten vor und nach der Ankunft in Deutschland gewesen waren. Wie sie händeringend nach einer neuen Wohnung suchten, um aus dem schwierigen Umfeld herauszukommen, in dem sie in Wismar lebten. Als ich sie in Bröllin wiedertreffe, wirken beide, als hätten sie sich in den vergangenen Monaten etwas erholt. In der neuen Wohnung scheinen sie nach Flucht und zehrenden Asylverfahren etwas Kraft gesammelt zu haben. An diesem Wochenende nutzen sie die neuen Ressourcen, um Vergangenes zu reflektieren: den Druck, die Isolation und die Last, stets funktionieren zu müssen – auch wenn es eigentlich längst nicht mehr geht.

Im Mai 2023 fand in Kooperation mit dem Schloss Bröllin e. V. und in Zusammenarbeit mit Mariam Meetra, Lyrikerin und Autorin aus Afghanistan, eine mehrtägige biografische Schreibwerkstatt für persischsprachige Frauen ohne Schreiberfahrung in Fahrenwalde statt. Die Frauen wurden ermutigt, ihre eigenen Geschichten, ihre Stärken und Fähigkeiten zu reflektieren und zu verschriftlichen. Drei Wochen später fand eine Lesung auf Schloss Bröllin statt, bei der einige der entstandenen Arbeiten präsentiert wurden.

Irgendwann wird wieder ein Stift gezückt, man hört das Kratzen der Minen, und in winzigen Nischen der Zuversicht entstehen neue Texte.

Die meisten Teilnehmerinnen kennen sich bereits aus Wismar. Das Vertrauen untereinander hilft, um in den Schreibpausen schnell ins Gespräch zu kommen. Auch das Schreiben selbst geht vielen Frauen leicht von der Hand. Drei von ihnen haben in Afghanistan als Lehrerinnen gearbeitet. Die Arbeit an Schulen gilt als eine der wenigen Möglichkeiten für Frauen, sich in Afghanistan in professionellem Umfeld intellektuell zu betätigen. Und so haben Safia, Abeda und Kamela sich bereits mit Fragen zu Literatur, Geschichte oder mit aktuellen Umweltproblemen beschäftigt. Palwasha erzählt dagegen, wie groß ihre Angst vor dem Schreiben war. Davon, dass sie weder in Afghanistan noch im Iran zur Schule gehen durfte und das Schreiben erst auf Umwegen erlernt hat. „Man hat mir in meinem Leben schon so oft gesagt: Das kannst du nicht“, erzählt sie und ringt sich dabei ein kleines Lächeln ab. Als junges Mädchen träumte sie davon, Ärztin zu werden, was in den Augen ihres damaligen Umfelds illusorisch schien. In Deutschland möchte sie Busfahrerin werden, aber auch darauf macht man ihr aktuell keine großen Hoffnungen. Doch sie will ihr Leben nicht mehr nach den Vorstellungen anderer ausrichten.

Als Mariam Meetra die Frauen am Nachmittag wieder an den Schreibtisch bittet, sitzen sie zunächst wie paralysiert vor ihrer

Aufgabe. Sie sollen einen weiteren Text schreiben – einen, der von positiven Erfahrungen erzählt. Ich beobachte die Frauen, wie sie auf Bleistiften kauen, wie sie in die Luft, in den schönen Garten oder auf weiße Blätter starren. Die Auseinandersetzung mit den schweren Momenten der letzten Jahre hatte am Morgen starke Gefühle ausgelöst. Die Frage nach positiven Erlebnissen macht die Frauen nun eher ratlos. Irgendwann aber wird doch wieder ein Stift gezückt, man hört das Kratzen der Minen, und in winzigen Nischen der Zuversicht entstehen neue Texte.

Etwas später sitzen sie auf dem Feld hinter dem Schafstall – Fatema, Kamela, Palwasha, Zahra, Safia, Meriam und Abeda. Sie erzählen von den letzten Geburtstagen ihrer Töchter. Von entspannten Zeiten mit neuen Freund*innen. Von der zerbrechlichen Gewissheit, dass sie heute ihre Meinungen aussprechen, ihre Erfahrungen teilen können – ohne dass eine

Viele der Frauen wollen weiterschreiben. Sie wünschen sich, dass ihre Geschichten gehört werden, dass sie das Bild geflüchteter Menschen um ihre ganz individuellen Perspektiven erweitern können.

von ihnen in Lebensgefahr gerät. Davon, dass es neben Angst und Sorgen auch kleine Lichtblicke gibt. Es war nicht leicht, über all das zu schreiben. Doch nun steht die Frage im Raum, ob das Entstandene auch öffentlich vorgetragen werden kann. Viele der Frauen wollen weiterschreiben. Sie wünschen sich, dass ihre Geschichten gehört werden, dass sie das Bild geflüchteter Menschen um ihre ganz individuellen Perspektiven erweitern können. Andere wollen sich Erlebtes von der Seele schreiben, aber es danach dicht bei sich behalten – geschützt vor einer vielleicht unbarmherzigen Öffentlichkeit.

Dort, wo AfD-Politiker*innen immer wieder die „Angst“ vor „Fremden“ schüren, treffen die komplexen Themen dieses Wochenendes auf ein schwieriges Umfeld. Dabei geht es in Gegenden wie Pasewalkja letztlich auch um die Frustration über das Vergessen-Werden. Um den Eindruck des Zurückgelassen-Werdens und um unerzählte Geschichten. Hätten diese Geschichten nicht das Potenzial, sich mit den Erfahrungen anderer Menschen zu verbinden, die ebenfalls um den Erhalt ihrer Identitäten ringen?

Es ist schon fast dunkel, als Brennholz für den Abend gesammelt wird und die schweren emotionalen Aufräumarbeiten des ersten Tages hinter den Frauen liegen. Zwischen Bullenstall und neu hergerichteter Bar werden die Scheite aufgestapelt und wenig später ist Musik zu hören. Persische Lieder klingen durch das ansonsten stille Bröllin. Die Ausgelassenheit geht so weit, dass Aylin und ich gelegentlich besorgt zum Feuer schielen. Es wird getanzt, gesungen und über die Flammen gesprungen. Und vermutlich ist genau so ein Abend nötig, um sich auf den nächsten Schritt vorzubereiten – auf das Vortragen der eigenen Geschichten. ■

Fotos: Maritta Iseler

Ans Eingemachte!



Einkochen, Malen, Erzählen, Schreiben: Bei einem Workshop auf Schloss Bröllin fanden Frauen mit unterschiedlichsten Hintergründen schnell zu gemeinsamen Themen.





Aylin Karadeniz (links) und Linda Weichlein bei der Abschlussveranstaltung von MYN

Elisabeth Wellershaus

Fotos: Kathrin Tschirner

Wohin die Reise gehen könnte

Im November 2023 haben sich viele Kooperationspartner*innen und Teilnehmende der MYN-Projekte auf einer Abschlussveranstaltung in Berlin getroffen. Und es zeigte sich, dass in der Begegnung zwischen ihnen das Potenzial für einen neuen Anfang liegt.

S eitdem Aylin Karadeniz die Leitung von *Meet Your Neighbours* übernommen hat, bin ich prinzipiell immer auf alles vorbereitet – auf unerwartete Begegnungen und teils abgelegene Orte, an die mich die Zusammenarbeit mit ihr führt. Auf Menschen und Nachbarschaften, die ich in Städten wie Hattingen, Wriezen, Potsdam, Pasewalk, Wismar, Essen oder Kleve kennenlernen durfte. Und auf Veranstaltungen, bei denen stets Verlass darauf ist, dass Aylin irgendeinen Trumpf im Ärmel stecken hat, um alle Beteiligten aus der Reserve zu locken.

Als wir am Vormittag des 10. November 2023 in einem Konferenzraum der Stiftung Mercator zusammensitzen, braucht es erst gar keine Lockmittel. Die Teilnehmenden, die zur Abschlussveranstaltung des aktuellen Projektzyklus von MYN angereist sind, stecken bereits in Gesprächen, noch bevor sie ihre Mäntel ausgezogen haben. Schon vor Veranstaltungsbeginn sitzen sie beim Tee zusammen, stellen sich einander vor. Das Event beginnt, bevor irgendjemand aus dem Team es offiziell eröffnet hätte.

Die offensichtliche Neugier an der Arbeit und den Geschichten der anderen liefert den perfekten atmosphärischen Start. Denn heute soll es um vergangene Veranstaltungen gehen. Und vor allem sollen die Teilnehmenden, die unser Projekt über die Jahre mit Einblicken in ihre Arbeit und persönlichen Geschichten

bereichert haben, vorgestellt werden. Es soll um die Frage gehen, wie sie selbst die Projekte erlebt haben und was sich dadurch für sie verändert hat. Um Ressourcen und mögliche Folgeprojekte und um ein wachsendes Netzwerk, dessen Mitglieder sich an diesem Vormittag zum ersten Mal live begegnen.

Sie sind aus Wismar und aus Essen angereist, aus Pliesdorf und Bad Freienwalde. Initiatorinnen und Leiterinnen interkultureller Frauenvereine, Mitarbeitende der Johanniter, Performer*innen, Musiker*innen, angehende Schriftsteller*innen, Hausfrauen, Apotheker*innen, Schüler*innen, Dolmetscher*innen. Und natürlich hat Aylin wieder etwas vorbereitet, um sie miteinander vertraut zu machen. So kommen die roten Wollknäuel, die sie neben ihrem Stuhl bereitgelegt hat, gleich beim ersten Programmpunkt zum Einsatz.

Es ist ein einfaches Kennenlernspiel. Jemand erzählt kurz etwas über sich und nennt eine Eigenschaft oder Vorliebe. Wer sich damit identifizieren kann, hebt die Hand, das Wollknäuel fliegt in die Richtung einer

Die Gäste, die zur Abschlussveranstaltung gekommen sind, stecken bereits in Gesprächen, noch bevor sie ihre Mäntel ausgezogen haben. Schon vor dem eigentlichen Event sitzen sie beim Tee zusammen und lernen einander kennen.

Taiba Dodyal im Gespräch mit Fatema Saifi





Teilnehmerinnen der Abschlussveranstaltung

verwandten Seele, und so wird langsam ein Netz aus Gemeinsamkeiten, Namen und Beziehungen gewebt. Schon an den genannten Themen lässt sich ablesen, dass hier eine Gruppe im Begriff ist, sich zu finden, die manches teilt. Bei Aussagen wie „Ich mag reisen, essen, schlafen, lesen, schreiben, frische Luft, das Meer und ehrenamtliches Engagement“ schnellen die Hände in die Höhe.

Die Stimmung nach dieser ersten Vorstellungsrunde ist ausgelassen, aber auch emotional. Zum ersten Mal trifft man sich in großer Runde, und nun soll es schon wieder vorbei sein? Nur weil das Projekt endet? Die Menschen, die sich heute in dieser Konstellation begegnen, haben doch gerade erst angefangen, sich auszutauschen.

Als die Gäst*innen aufgeteilt werden, um in zwei verschiedenen Räumen über vergangene Projekte zu sprechen, schließe ich mich einer persischsprachigen Gruppe an, die von der Ko-Moderatorin Linda Weichlein begleitet wird. Eine Theaterpädagogin aus unserer Mitte schlägt vor, uns mithilfe der „Zielscheiben-Methode“ verschiedenen Projekterfahrungen anzunähern. Jeweils eine Person soll in die Mitte des Raums treten und in ein oder zwei Sätzen Erlebnisse oder Wahrnehmungen beschreiben. Je nachdem, wie stark die anderen sich mit dem Gesagten identifizieren, können sie sich in gefühlter Nähe an die Sprecherin heransetzen. Als Katrin Sasse darüber spricht, wie groß das Gefühl der Hoffnung sei, das MYN bei ihr ausgelöst habe, stürmen die anderen Frauen auf sie zu, und alle enden in einer Gruppenumarmung.

Dasselbe wiederholt sich, als Monira Wali, Leiterin einer interkulturellen Frauengruppe in Essen, darüber spricht, wie bereichernd es für sie sei, dass MYN sich dezidiert den Interessen und Potenzialen von Frauen widmet. Und als Abeda Dodyal, die in Afghanistan als Lehrerin arbeitete und hier zum Schreiben zurückgefunden hat, sagt, das Projekt habe sie daran erinnert, was sie kann. Als nach und nach alle den Mut aufbringen, in der Gruppe zu sprechen.

Es gibt Teilnehmende, die seit vielen Jahren in Deutschland leben und durch Anbindungen an Institutionen oder selbstorganisierte Vereine leidlich sichere Räume gefunden haben. Aber auch solche, die noch ganz neu im Land sind und keine Netzwerke haben.

Es gibt Teilnehmende, die bereits viele Jahre in Deutschland leben und durch Anbindungen an Institutionen oder durch selbstorganisierte Projekte und Vereine leidlich sichere Räume gefunden haben. Aber auch solche, die noch ganz neu im Land sind und noch keine Netzwerke haben. Die mit der Isolation in der Gesellschaft und mit der Verarbeitung einer unmittelbaren und traumatischen Vergangenheit kämpfen.

Dass sich zwischen ihnen allen zarte Bande knüpfen, dass Austausch und Begegnung bei dieser Veranstaltung ein enorm produktives Potenzial aufweisen, das zeigt sich in unterschiedlichsten Situationen, selbst während der Mittagspause. Nach dem Lunch liegt die Performerin aus Essen auf dem Sofa, ihren Kopf auf den Knien einer Schülerin aus Wismar gebettet. Eine Schriftstellerin aus Berlin

Hier treffen Performer*innen und Hausfrauen aufeinander, Lyriker*innen und Projektleiter*innen, Menschen unterschiedlicher Generationen, die einander Geschichten über Flucht, Ankunft und Neuverortung anvertrauen.

diskutiert angeregt mit einer Hausfrau aus Nordrhein-Westfalen. Auch Dolmetscher*innen und Fotograf*innen begegnen sich in intensiven Gesprächen. Lyriker*innen und Projektleiter*innen, Menschen unterschiedlicher Generationen, die einander Geschichten über Flucht, Ankunft und Neuverortung anvertrauen. Und wieder zeigt sich, dass in schützenden Räumen innerhalb kürzester Zeit neue Allianzen und unerwartete Momente des Gemeinsamen entstehen können.

Am späten Nachmittag geht es noch einmal um die Frage, wie ein tragfähiges Netzwerk erhalten werden kann. Wie die Stärkung der Anwesenden zwischendurch auch ohne Förderung und nach dem vorläufigen Projektende aussehen könnte. Der Wunsch nach einem offenen E-Mail-Verteiler ist leicht zu erfüllen. Aber auch andere Ideen stehen im Raum: Es soll weitere Treffen dieser Art geben, die Projektteilnehmenden wollen sich gegenseitig besuchen, der Termin für die erste Online-Verabredung im Januar wird bereits verhandelt.

Während das Gespräch über mögliche Fortsetzungsmodelle in Fahrt kommt, sammeln sich auf dem Boden kleine Kärtchen mit Notizen dazu, was die Menschen im Raum der Gruppe anbieten können – welche Stärken sie mitbringen und einbringen wollen. Ein Flickenteppich aus Expertisen und Fähigkeiten entsteht. Die einen sehen ihre Stärken im Motivieren und Ausprobieren oder ganz praktisch im Moderieren von Gesprächen mit Eltern geflüchteter Kinder. Einige sind Profis im Ausfüllen und Stellen von Anträgen, andere gut im Beschaffen von Geldern, in Koordinationsfragen oder haben besondere Technik-Skills. Viele der Anwesenden sind gut darin, Verbindungen zu anderen Menschen herzustellen, sie sind gut im Zuhören und sehr empathisch. Diejenigen, die bereits bestehende Netzwerke mitbringen, sind daran interessiert, die Kreise zu erweitern; wer allein kommt, nimmt die Möglichkeit wahr, sich überhaupt erst einmal mit anderen zu verbinden.

Als es draußen dunkel wird, gehen die Gespräche drinnen noch immer weiter. Irgendwann ist es Zeit, sich zu verabschieden. Aber ein Wiedersehen ist bereits ausgemacht. ■

Das waren die Teilnehmenden der Abschlussveranstaltung:

Dima Albitar Kalaji, Hassan Abul Fadl, Kim Archipova, Tina Borgwarth, Abeda Dodyal, Taiba Dodyal, Mouna Messaadi Gharbi, Naela Hamdan, Youssef Hijazi, Ute Hilgard, Jutta Himmelreich, Maryam Hosseini, Hassnaa Idris, Maritta Iseler, Aylin Karadeniz, Patrick Kennedy, Zahra Kia, Mariam Meetra, Juliette Moarbes, Gloria Nguyen, Annika Reich, Katrin Sasse, Fatema Saifi, Kathrin Tschirner, Monira Wali, Linda Weichlein, Elisabeth Wellershaus



Autorinnen Bios

Aylin Karadeniz

ist Politikwissenschaftlerin, Beraterin und politische Bildnerin. Sie ist im Leitungsteam von WIR MACHEN DAS und zuständig für die Organisationsentwicklung des Vereins. Seit vielen Jahren beschäftigt sie sich mit den Themen Antidiskriminierung und Empowerment im Bereich Migration und Flucht. Als Projektleiterin von *Meet Your Neighbours* widmet sie sich besonders der Frage, wie Menschen mit Fluchtgeschichte gestärkt und nachhaltige solidarische Netzwerke etabliert werden können.

Elisabeth Wellershaus

ist Journalistin und Autorin. Sie beschäftigt sich mit Aushandlungsprozessen rund um die Themen Feminismus, Nachhaltigkeit, Solidarität und gesellschaftlicher Zusammenhalt. Als Redakteurin arbeitet sie für verschiedene deutschsprachige Medien, unter anderem für die Kolumne 10nach8 bei Zeit Online. Seit drei Jahren begleitet sie das Projekt *Meet Your Neighbours* als Autorin. Ihr Buch „Wo die Fremde beginnt“ erschien im Januar 2023 bei C.H.Beck und wurde für den Deutschen Sachbuchpreis nominiert.

Team Bios

Maritta Iseler

Die Kunsthistorikerin und Bildredakteurin arbeitet freiberuflich u. a. für Bildagenturen und Literaturfestivals sowie für WIR MACHEN DAS: visuelle Konzeption und Kuration der Bildsprache aller Projekte, Ausstellung *Neue Räume / Neue Perspektiven*, Projektleitung von *Geruch der Diktatur* und *Lebendiges Archiv – Vom Umgang mit Diktatur*.

Juliette Moarbes

Visuelle Konzeption und Kuration der Bildsprache bei WIR MACHEN DAS. Als freie Bildredakteurin betreut sie unter anderem das Missy Magazine. Juliette studierte Medienmanagement mit Schwerpunkt Fotografie und audiovisuelle Medien und besuchte die Bildredaktionsklasse an der Ostkreuzschule für Fotografie Berlin (OKS). Sie hat bereits mehrere internationale Veröffentlichungen betreut.

Patrick Kennedy

leitet die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit von WIR MACHEN DAS und *Meet Your Neighbours* und ist Teil des Leitungsteams. Zuvor verantwortete er von 2016 bis 2019 den Bereich Digitale Kommunikation am Berliner Maxim Gorki Theater.

„Es gibt Blessuren, die man sieht, und andere, die sich im Verborgenen ausbreiten. Ich will meinen Kindern vermitteln, wie wichtig es ist, anderen Menschen offen zu begegnen.“

Maryam Hosseini



myn.wirmachendas.jetzt